

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

2. Die Sibylle

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

und voll von einer seligen Hoffnung auf das nahe Ende der Dinge. Mit Recht, wenn auch erst nach hartem Kampfe, ist die Offenbarung in den Kanon der christlichen Schriften mit aufgenommen worden; unser Bild vom jungen Christentum wäre durchaus unvollständig ohne sie, den besten Typus aller Apokalypsen überhaupt. Das Christentum ist, wie schon öfter bemerkt, durchaus nicht in stiller Duldung der feindlichen Angriffe und der wilden Verfolgung seinen Leidensweg dahingeschritten, sonst wäre es eine Sekte wie andere auch geblieben, sondern es hat auch provoziert, hat vielmehr zuerst provoziert und angegriffen. Das geschah nicht etwa allein durch den Mund berufener, literarischer Vertreter, wie der Apologeten, sondern zuerst durch den Enthusiasmus dieser erregten Phantasiestücke. Wo alle Vernunft, wo menschliche Kraft versagt, da werden überirdische Mächte, die Gestalten des Himmels, die Gewalten höllischer Abgründe beschworen; dies ganze unheimlich gewaltige Wesen ist so recht des Christentums Sturm und Drang.

2. Die Sibylle.

In der Epoche der Globetrotter will es nicht mehr viel heißen, in Italien gewesen zu sein; die „Wunder Roms“ sind für viele gar keine Wunder mehr. Das Leben der Zeit, meist mehr in die Breite strebend, als in die Tiefe sich versenkend, sucht durch ein abgekürztes Verfahren sich nur des Allernotwendigsten, das man kennen müsse, zu bemächtigen, man weiß vielfach wohl von den bedeutendsten Kunstschätzen einer Stadt ganz im allgemeinen mitzureden, aber ein individuelles, persönliches Freundschaftsverhältnis zu den einzelnen Erscheinungen gewinnen nur wenige, und so fehlt, wie sonst in unserem hastigen Kulturleben dem Worte das richtige Bild, so hier dem Bilde oft das vermittelnde Wort. Gar mancher hat in der Sixtinischen Kapelle gestanden und mit Staunen die Riesengestalten der Kunst Michelangelo betrachtet, die hier wie überall den Beschauer an sich reißen und ihn in die erdrückende Umschlingung ihrer kraftgeschwollenen Arme pressen; er sah die wohlbekannten Propheten, Jeremias in tiefem Sinnen, Ezechiel mit einer halbaufgerollten Schrift, Joel, Zacharias lesend oder blätternd, Daniel schreibend, Jonas unter der Kürbisstaude. Aber wer sind dort die wunderbaren Riesentweiber, die den Prophetenchor teilen, wer

sind diese „Sibyllen“, was wollen sie mit ihren Büchern, die delphische, die persische, die erythraische, die kumäische, die libysche Sibylle? Man belehrt uns, das seien heilige Weiber oder wenigstens solche, die man in katholischen Landen mit einem gewissen Geruche der Heiligkeit umgeben, Seherinnen der heidnischen Vorzeit, denen Gott nach älterer christlicher Vorstellung eine Ahnung von der Verwirklichung seines Heilsplanes, von der Erscheinung des Herrn habe zukommen lassen. Mögen wir nun auch ungläubig unseren Kopf dazu schütteln und von solch mystischen Wesen nichts wissen wollen, so bleibt doch vielleicht ein Stachel in unserer Seele zurück, und mancher hat sich wohl vor diesen Bildern gefragt, was sie im tiefsten Grunde bedeuten sollen, warum die Vorstellung von den Sibyllen Michelangelo zu solcher Schöpfungstat seines Pinsels getrieben. — Wir betreten mit dieser Frage allerdings ein weites, fast unabherrschbares Gebiet; eine neue gewaltige Traditionsmafse türmt sich vor uns auf. Einzelne Stücke dieses Wesens hat ja wohl mancher schon einmal mit flüchtigem Auge und Ohr auf sich wirken lassen, man hat auf der Schule schon von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gelesen, fremd und wundertönig ist vielen der furchtbare Sang des Thomas de Celano ins Ohr gefallen: Dies irae, dies illa Solvet saeculum in favilla Teste David cum Sibylla (Schreckenstag du des Gerichts! Welt zerstiebt in eitel Nichts: David und Sibylla spricht's!). Aber welcher Zusammenhang da obwaltet, ist vielen dunkel. Ziehen wir nun einmal die Hüllen von diesem Mysterium, nicht mit der plumpen Hand des Aufklärers, sondern pietätvoll forschend, begierig die Wahrheit zu erkennen über das, was jahrtausendlang die Menschen in Glaube, Hoffnung und auch Furcht bewegt hat.

Man sucht und findet heutzutage vielfach im Christentum Anschauungen und äußere Formen des griechisch-römischen Religionswesens. Manches wird lebhaft bestritten, vieles scheint sicher, aber ganz ohne Diskussion ist die jüdisch-christliche Dichtung der sogenannten Sibyllen eine direkte Fortsetzung einer griechischen religiösen Poesie. Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen, aber kein historisch Denkender steht noch auf dem Standpunkt, den Schillers „Götter Griechenlands“ vertreten; wir wissen, daß die Homerischen Gottheiten nicht die Altgriechenlands waren,

daß auch das Hellenenvolk, „sich selbst und banger Ahnung überlassen“, Grauegestalten geschaffen, daß es um die Gräber und den Rabenstein Gespenster weben sah. Dreimal heilig ist der Stein von Delphi, um den nur der Nationalismus vergangener, überwundener Zeiten jenes Jesuitenkollegium weltkluger, schlau rätselnder Priester stellte. Hier antwortet man auf die Fragen aller Welt, hier ist das Zentrum religiösen Lebens für ganz Hellas. Aber wenn man auch hier Prophezeiungen hört, ein Prophetentum in dem Sinne, wie wir es in schlichtem Sinne zu verstehen gelernt haben, nicht wie es heutzutage manche Philologen bezeichnen, das hat Delphi, hat auch Griechenland kaum erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern fast jederzeit im Widerspruche mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt, schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimat aller Religionen, scheint zu einer Zeit, da das asiatische Kulturleben seine Wellen nach Hellas hinüberwarf, das eigentliche Prophetentum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungrischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft und reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen müssen. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urteil.

Wir haben nun schon früher versucht, uns, soweit dies überhaupt möglich ist, ein ungefähres Bild von dem Werdeprozeß der Prophezeiung in der Seele des Weissagenden zu entwerfen. Ganz ähnlich haben wir auch das Wesen der gottbegeisterten Sibyllen zu beurteilen. Auch die Sibylle projiziert in ihren Gefängen die vergangenen, oft miterlebten Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie weis sagt, Nöte der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs, sich einmal erfüllen

p. 34. Text
Kydah RE
Sibyll. 2085

muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, Jonien, nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr alle haltet mich für wahnsinnig, aber dereinst wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle den erhabenen Gestalten der israelitischen Propheten nicht allzu hart an die Seite stellen. Die Sibylle ist keine greifbare Persönlichkeit. Die erste Prophetin wird von anderen abgelöst, die mit neuen Sprüchen vor die Menge treten. So entsteht Sang auf Sang, wo eine Prophetin aufhört, setzt die andere ein, und da jede sich nur im Dienste des einen großen Prophezeiungsgedankens fühlt und immer nur das Werk der ersten fortsetzt, so bildet sich endlich im Laufe der Jahrhunderte die Tradition von einer uralten Seherin aus, die von Anfang an alles so erkannte, wie es dann schließlich ward. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß man auch die alten Sagen von Iliions Fall mit in den Zusammenhang aufnahm, und die Sibylle erklärte schließlich voll Seherstolzes, im Bewußtsein ihrer heiligen Berufung ihre Sprüche für viel älter als Homers Gesänge. Noch besitzen wir die Verse, in denen sie behauptet, der „Fälscher von Chios“ habe sie bestohlen, freilich läßt sie ihm den Ruhm, daß er nicht ungeschickt zu schreiben verstanden habe.

So erinnert denn die Sibylle in mancher Beziehung an die Apokalypsen. Auch bei ihr lagert sich Schicht auf Schicht; neben alten Prophezeiungen stehen Sprüche jüngsten Datums. Und auch das Schicksal beider Literaturkreise ist ein gleiches. Alle Weisfagungen, die bisher nicht eingetroffen sind, werden mit unerhörter Geduld von der gläubigen Menge auf spätere Zeiten übertragen und umgedeutet.

Die Sibylle hat eine gewaltige Propaganda gemacht. Sie drückt dies geglückte Bestreben selbst in einem Gedichte aus: „über die ganze Erde bin ich gegangen“, sagt sie in jenem ersterwähnten erythräischen Epigramm. Dabei geriet sie in Konflikt mit dem delphischen Orakel. Sie selbst verkündet uns davon, sie erzählt uns, sie sei nach Delphi gekommen und habe dort ihrem eigenen Bruder Apollo zürnend gesungen, sei aber vom Pfeil des neidischen Gottes zu Tode getroffen worden. Das bedeutet einen Kampf zwischen zwei geistlichen Mächten.

3, 422

33

407
 nicht
 1. 1000
 9. 1000

Und dasselbe berichtet ein anderer, schönerer Mythos. Mit Recht spricht man von den Kassandrarufen der Sibylle. Kassandra ist die stets verachtete Unglücksprophetin, deren Seelenschmerz niemand schöner als Schiller zur Darstellung gebracht hat. In dieser unseligen Rolle tritt sie uns zuerst bei Aischylos entgegen; Kassandra hat sich gegen Apollons Liebe abwehrend verhalten und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden. Ein Konflikt hat also auch hier stattgefunden, Kassandra ist die Sibylle, deren stete Unglücksfänge steten Unglauben finden. Auch das Altertum hat ja die Ähnlichkeit beider Gestalten empfunden.

Freilich ist die Sibylle eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Bruchstücke dieser Poesie und vor allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schreckens- und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungernöthe, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Überschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich verfühnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die Sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von einzelnen befragt, sondern sie wendet sich selbständig, die Geschiede der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Altertum die Gebildeten, die oft nicht recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könne, sich darüber wunderten und allerhand seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Verse entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermutlich nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige Philosoph von Ephesos, Herakleit, „der Dunkle“, seine abrupten verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben“, rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stile ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, ihr eine Pause des Singens zu gönnen, wenn sie nur als dienstbares Werkzeug der Gottheit selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, wenn auch hier schon zur

leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber, unheilswangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist.

So wandelt die Sibylle über die Erde und gewinnt Stätte auf Stätte. Bis übers Adriatische Meer kam sie, bis in die Nähe des Feuerberges in Kampanien, bis zur Stadt Cumä. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in später Zeit, im Mittelalter, um die tiburtinische. Hier in Cumä, im vulkanischen, höhlenreichen Kampanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte behauptet im 4. Jahrhundert n. Chr. ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen zu haben; es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Auf diesem Boden hatte nun die Sibylle ein leichtes Spiel. Sie brauchte nur ihre alten Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen fortzusetzen, um allgemeinen Glauben zu finden. Bald verkündete denn auch von ihr die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie den Aeneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so blieb sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Nach dem Muster der cumanischen Sprüche begann man in Rom ähnliche zu machen. Die Not lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen; im heißen Ringen des Hannibalischen Krieges, in jeder Bedrängnis griff man zu den heiligen dunkeln Sprüchen der Prophetin, und wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht allzu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da die Römer, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Während aber so die Sibylle an Bedeutung in der Fremde immer zunahm, hatte sich in ihrem Stammlande ihr Prophetentum überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verslog in Hellas der heilige Rausch, und wie sich allmählich Spruch an Spruch setzte, bildete sich eine ganze Literatur heraus. Der Literatur fehlten im gelehrten Griechenland nicht ihre Kenner. Diesen kamen viele Orakelprüche als „unecht“ vor. Um nun solchen Vorwürfen zu begegnen, begann man die Orakel akrostichisch zu bauen, wovon wir auch noch weiter unten hören werden. Das literarische Interesse vertrieb so den letzten Rest von Natur aus diesen Gedichten; man schrieb Abhandlungen über die einzelnen Sibyllen, man versuchte selbst in ihrem Geiste zu dichten. Dies Wesen steckt endlich sogar die einfachen Sibyllendichter selbst an. Als der babylonische Belpriester Berossos seine babylonische Geschichte schrieb, von der Sintflut, von der Rettung der Familie in der Arche berichtete, da griff eine Sibylle, die sich nun die babylonische oder die Tochter des Berossos nannte, diesen Stoff auf, um ihn poetisch zu gestalten, indem sie natürlich nun wieder das Ganze als ein erst kommendes Ereignis behandelte.

Damit ist nun ein weiterer Schritt vorwärts getan. In der Zeit, da das Alte Testament ins Griechische übersetzt wurde, lernten die Juden die babylonische Sibylle kennen. Wie freudig mügen sie sich verwundert haben, als sie die griechisch redende Sibylle von Gottes Born, von der Errettung der Frommen, vom Turmbau erzählen hörten. Augenblicklich nahmen sie sich des Buches an, und es bedurfte nur weniger Korrekturen, um die Sibylle nun nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel reden zu lassen. — Dadurch ist die jüdische Sibylledichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, nur wenige Bruchstücke, von den jüdischen, bzw. christlichen eine ganze Anzahl von Gesängen. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Äußere dieser Lieder, ihre poetische und sprachliche Form ist abschreckend und wird mit der Zeit zusehends schlechter. Aber die Stimmung, die wir hier finden, ist für uns nicht wertlos. Diese Gedichte sollen die Glaubensgenossen stärken und den Heiden zeigen, welche Kräfte im Judentum lebten. Hatte man mit Staunen zu lesen geglaubt, daß Gott durch eine Heidin seine Taten in der Vorzeit prophezeien ließ, so

reizte dieser Wundersang zur Nachahmung. Nun griff man auch zu der alten erythräischen Sibylle, verschmolz sie mit der babylonischen und ließ das neue Buch noch viel mehr wissen. Jetzt prophezeite die Sibylle auch noch Salomons Herrschaft, sie redete von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

3,248 Aber wenn es Agypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolken säule, wenn Röte des Morgens erscheint:
253 Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —

266 — — — Auch du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst du geführt und unmündige Kinder
Wirst du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichthum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von dir erfüllet. —

Mit Recht durfte die Sibylle darauf hinweisen, daß fast in allen Städten Asiens und Afrikas jüdische Gemeinden saßen. Um so mehr hatte sie Veranlassung, den Juden in der Zerstreung ins Gewissen zu reden und sie anzuhalten, dem einen großen Gotte treu zu bleiben, allen Götzendienst, den ihr die Gefangenschaft Assurs gebracht, zu meiden; dann werde Gott ihr gnädig sein:

3,282 Aber am Ende erwartet dich Gutes und sehr große Ehre,
Wie dir's erfüllt der unsterbliche Gott. Du aber verharre
Glaubensvoll dem heil'gen Gesetz des mächtigen Gottes,
Wann das ermüdete Knie aufrecht er zum Lichte dir hebet. —
Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden, *Kyrus*
Der wird jeglichen Mann in Blut und Feuerglanz richten.
Aber es ist ein Königsstamm, und dessen Geschlecht wird
290 Rimmermehr wanken und in den ringsumlaufenden Zeiten
Wird er herrschen und neu Gottes Tempel zu bauen beginnen.*

Wenn so der Jude seine alten Prophetensprüche im griechischen Munde wieder fand und der Hellene durch eine Priesterin seines Stammes israelitische Weisheit predigen hörte, so war

* Mit Absicht benutze ich hier eine holprige Übersetzung: so tritt die schlechte Form des Originals zutage.

das eine doppelte Propaganda kräftigster Art. Noch immer aber ist das kein bewußter Betrug, kein religiöser Schwindel. An dem Buche, das uranfängliche jüdische Überlieferung bestätigte, entzündete sich die Phantasie der Israeliten, und man fragte hier nicht lang, ob man ein Recht dazu besitze, die alte Prophetie durch neue zu ersetzen. Denn das religiöse Empfinden ist in unendlich vielen Fällen ein Rausch des Gemütes, ein Taumel der Phantasie gewesen. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts v. Chr. war in Judäa eine vielfach erregte, das Buch Daniel entstand, daran schlossen sich neue Apokalypsen. Kein Wunder, daß wirkungsvoll neben die prophetischen Bücher israelitischen Gepräges auch die griechische Weisagung in neuen Formen trat.

Unterbrochen werden in unserer zwölf Bücher zählenden Sammlung die jüdischen Orakel immer wieder durch eine Menge aus griechischer Feder. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich in einem ganz unleserlichen, außerordentlich verderbten, vielleicht überhaupt nicht wieder herstellbaren Zustande. Die Juden verstanden sie sicher selbst nicht mehr, sondern schrieben sie gedankenlos und nachlässig ab. Hier und da hielt man es freilich für nötig, dem griechischen Orakel durch einen moralisierenden Zusatz erst die richtige Prägung zu verleihen. Wir haben oben gesehen, daß die hellenische Sibylle Homers Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Diese Anschauung übernimmt die jüdische Sibylle, fügt aber noch einen strafenden Zusatz bei:

p. 34
3,425 Denn mit den Händen wird er zuerst meine Bücher entfalten,
Selber wird er alsdann ausschmücken gepanzerte Krieger,
Hektor, des Priamos Sohn und den Peleionen Achilleus,
Und die übrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges,
Und an die Seite von diesen läßt Götter treten der
Dichter,

430 Götter, der Lügenpoet, die nur hochköpfige Menschen.

Aber nicht nur der Vergangenheit wird gedacht, die Hauptrolle spielt selbstverständlich in diesen Dichtungen die Gegenwart. Mit besonderer Liebe gedachte man eine Zeitlang Roms. Rom hatte den bösen König Antiochos von Syrien vernichtet, dem die Sibylle ebenso grollte wie das Buch Daniel (s. S. 20). Wie es daher im ersten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß

sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen Zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft . . .“, so singt die jüdische Sibylle:

3,175 Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
 Glänzend, vielhäutig ist's und stammt vom westlichen Meere;
 Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
 Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen — — —

Früh, Wohl,
 30

Aber lange hielt sich der gute Glaube an die Länder verschlingende Roma nicht. Und so begann die Sibylle bald eine tiefe Abneigung gegen die einstige Retterin zu fassen, man gestaltete die ebengenannten Verse um und weissagte der Tiberstadt den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe.

Das Hauptthema der Sibyllen bleibt ebenso wie bei den Apokalypsen, mit denen sie vielfach zusammenfallen, die Erwartung vom Ende. Mit inniger Sehnsucht wird die messianische Zeit, die Zeit ungetrübter Wonne ausgemalt. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ein Segensregiment. Die wilden Tiere verlieren ihr feindliches Wesen und treten in den Dienst der Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen zur Erkenntnis und preisen Gott, zu seinem Tempel wallfahrend, nach seinem Gesetze wandelnd. So singt denn die jüdische Sibylle in Nachdichtung einer Jesaiastelle (XI. 6 ff.) Jerusalem zu:

3,785 Freue dich, Jungfrau, und juble; denn er hat auf ewige Zeiten
 Frohen Sinn dir verliehen, der Himmel und Erde gemacht hat.
 Wohnen wird er in dir und dir ein unsterbliches Licht sein.
 Und der Wolf und das Lamm im Gebirge werden selbänder
 Fressen das Gras und die Pardel mit Böcken weiden gemeinsam.
 Bären zusammengepfercht mit Kälbern sind auf der Weide,
 Und der reißende Leu wird fressen Gras an der Krippe
 Gleich einem Rind, und ganz unmlündige Kinder am Leitzaum
 Führen sie ihn; denn zahm wird das Tier auf Erden er machen.
 Und es werden vereint Giftschlangen mit Säuglingen schlafen,
 775 Jeglicher Bosheit bar, denn Gottes Hand ist ob ihnen. —

Ein müdes Volk, eine alternde Kultur empfindet nicht selten die Sehnsucht nach dem Eintreten eines goldenen Zeitalters des Friedens unter den Menschen und in der Natur. In dem Gefühle heißesten Verlangens nach dem Retter, dem

Heiland begegnen sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. Israeliten und Heiden. Israel ist seines Zieles und Lohnes sicher; es hat das Gesetz gehalten, der Messias muß kommen und sein Volk wieder zum ersten auf der Welt machen. Griechen und Römer erinnern sich, je furchtbarer die Bürgerkriege wüthen, sehnsuchtsvoll des einstigen goldenen Zeitalters und erhoffen seine Wiederkehr. Mag der Epikureer, der die Dinge mit grausiger Nüchternheit betrachtet, über die Utopie eines goldenen Zeitalters lächeln, vollends seine Wiederkehr mitleidig für eine kuriose Phantasie erklären: die Stoa weiß es anders. Sie erwartet die Wiederkehr der Dinge; wenn das große Weltjahr zu Ende gegangen sein wird, dann muß das goldene Zeitalter neu erscheinen. Die Gedanken der Stoa siegen zu Ende dieser Zeitepoche. Nicht wenige der edlen Geister Roms huldigen ihnen; müde des kriegserfüllten Daseins, malen sie sich den Eintritt des goldenen Zeitalters aus. Niemand hat dieses mit kräftigerer Hinführung, niemand mit nachhaltigerer Wirkung getan, als Vergil in der berühmten vierten Ekloge.

Eine Pause im Kampfe der Mächthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 v. Chr. aufs neue mit Octavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt atmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von J. Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da wurde in solch erwartungsvoller Zeit einem Freunde Vergils, dem Consul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessierte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Teilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu teilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren

falsch, nicht
stoisch

falsch, nicht
hystorisch

falsch

Div. 3
111

wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die frozenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Kind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Ähnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bzw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllequalen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktanzius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Ähnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilandes erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrtum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Taten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergils von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Aneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets so sehr gegängelten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, tat er das nach einem älteren Sibyllenspruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldbildung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Aneis und die vierte Ekloge an.

Doch zurück zur jüdischen Sibyllendichtung, die bald zur christlichen werden sollte. Wir sahen oben, daß, je stärker sich

Roms Arm auf Judäa legt, um so heftiger auch in dieser Volkspoesie die Abneigung gegen die herrschende Stadt hervortritt. Die Sibylle wird immer leidenschaftlicher gegen die Cäsaren, besonders gegen Nero, immer düsterer in der Ausmalung der Bilder vom Ende, vollends dem Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, Titus, wird mit dem Haffe des Talmud ein schreckliches Ende nachgesagt. Denn schon wird in der Glut der Leidenschaft die äußere Form der Prophezeiung durchbrochen, und der jüdische Patriot redet gelegentlich in den Zeiten der Vergangenheit, um allerhand Tendenzgeschichten anzubringen. Aber auch damit hat es einmal ein Ende; im Laufe der Zeiten unterwirft sich auch die jüdische Sibylle der allgemeinen bequemen Sklaverei und behandelt schließlich sogar die Feinde der Juden unter den Kaisern mit regierungstreuer Pietät. Da, etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., beginnt die christliche Sibylle ihren Sang. Denn es verstand sich von selbst, daß die Christen mit der sonstigen jüdischen Literatur auch diese Schriften übernahmen und an ihnen weiterdichteten. So wird die Sibylle denn auch schon in einer der ältesten christlichen Schriften, im sogenannten Hirten des Hermas namhaft gemacht. Natürlich bedarf es zur neuen Dichtung besonderer Anlässe, auch hier schafft die Empörung den Vers. Wo die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, redet die christliche Sibylle, durch die Verfolgung der Gläubigen zu wildem Haffe gestachelt, anderen offeneren Tones:

8,37 Dich, steifnackiges Rom, wird dereinst gebührend von oben
Treffen vom Himmel ein Schlag und zuerst wirst du beugen den Nacken,
Wirst dahingestreckt sein, und Feuer dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zugrund' wird gehen der Reichthum,
Und deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
45 Und wirst völlig du sein, als wärest du niemals gewesen.
Und dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlässe
Deines Senates alsdann? —

407 { Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird alsdann deine Macht, welch Land im Bündnis mit dir sein??

Ausführlich sind die christlichen Sibyllen natürlich besonders in der Ausmalung des Endes aller Dinge und damit auch der

Höllenstrafen, die sie ähnlich wie die ihnen nahe verwandten Apokalypsen schildern. Gleich ihnen reden sie von der Trompete des Gerichts, die vom Himmel jammervollen Laut geben werde, wimmernd über die Ruchlosigkeit der Unseligen und die Leiden der Welt. Und damit man ja nicht, wie die Griechen es vielfach taten, die Sibylle als eine Fälschung bezeichne, so hat man gerade die Verse, die vom Gericht singen, akrostichisch gebaut, weil eine solche Anordnung, wie man glaubte, den Stempel der Echtheit trüge. — Sehr oft kehren dann Weis-
 sagungen auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Nicht ohne Anmut wird da denn auch die Verkündigung Mariä und Christi Geburt geschildert: „Sie aber ergriff Verwirrung und Staunen zugleich, da sie es vernahm, und zitternd stand sie da; ihr Sinn war ihr betäubt, das Herz bebte bei der ungewohnten Kunde. Bald aber freute sie sich, und ihr Herz ward warm ob der Stimme, und bräutlich lächelte sie, rot ward ihr die Wange, Freude ergözte sie, Scham bezauberte ihr den Sinn, und der Mut kehrte ihr zurück. Das Wort aber flog ihr in den Leib, ward Fleisch mit der Zeit, und im Mutterleibe Leben gewinnend bildete es sich zur menschlichen Gestalt, und so ward ein Knabe durch jungfräuliche Geburt; ja, wohl ist das den Menschen ein großes Wunder, aber nichts ist ein großes Wunder für Gott den Vater und Gott den Sohn. Dem Kinde aber, als es geboren, streckte sich die Erde freudig entgegen, der himmlische Thron lachte und es freute sich die Welt.“ — Mit besonderem Nachdruck wendet sich dann auch die Sibylle gegen die Heiden und ihren Götzendienst. Sie ist da das getreue Abbild der christlichen Apologeten, deren Gedanken bei ihr beständig wiederkehren. „Gott selbst“, ruft sie, „hat festgestellt des Sterblichen Bild und Gestalt, hat die Tiere gemacht, Kriechtiere und Vögel. Ihr aber verehret nicht, noch fürchtet ihr Gott, sondern ziellos irrt ihr, anbetend die Schlangen und den Ragen opfernd und den stummen Götzen, den steinernen Statuen der Menschen. Und in gottlosen Tempeln sitzt ihr vor den Türen und bangt nicht vor dem wahren Gott, der alles bedenkt, euch freuend an der Verurtheilung der Steine, das Gericht verzehrend . . .“ An einer merkwürdigen Stelle gibt sie ferner der Verachtung der Christen gegenüber dem Leben in der Welt der Besitzenden einen fast sozialistischen Ausdruck: „Der Anfang der Uebel ist für alle die Habsucht und der Unverstand. Denn

8,463

8,487

8,17-26

herrschen wird des trügerischen Goldes und Silbers Sehnsucht, denn nichts Größeres haben diesen beiden die Sterblichen vorgezogen, nicht das Licht der Sonne, nicht den Himmel, nicht das Meer, nicht die breitrückige Erde, von der alles kommt, nicht den alles gebenden Gott, den Erzeuger von allem, nicht die Treue und Frömmigkeit haben sie diesen beiden vorgezogen. O du Quelle der Gottlosigkeit und der Meisterlosigkeit Führerin du, ²⁵ Mittel der Kriege, des Friedens verhasste Plage, die du den Kindern verhasst machst die Eltern und die Kinder den Eltern. Und nicht, durchaus nicht, wird ohne Gold die Ehe im Werte stehen. Die Erde wird Grenzen und Wächter jedes Meer haben, das trügllich unter alle verteilt ist, die Gold besitzen; als ob sie in Ewigkeit die vielernährende Erde immer haben wollten, werden sie die Armen plündern, damit sie selbst sich noch mehr Laub verschaffend jene in Prahlerei unterjochen. Und wenn nicht die ungeheure Erde vom gestirnten Himmel ihren Sitz so weit hätte, dann hätten auch die Menschen nicht gleiches Licht, sondern für Gold verhandelt wäre es nur für die Reichen da und den Armen müßte Gott ein anderes Dasein bereiten.“ Aber auch dem Christenvolke wendet sich die Sibylle immer wieder mahnend zu, die moralischen Gemeindefchriften, die damals viel gebraucht wurden, werden mit all ihren Geboten reproduziert, und selbst wenn die Prophetin auf die gute Zucht und Sitte im Christenlager hinweist, so ist dies kein Selbstlob, sondern soll der Selbstbestärkung der Christen im Guten dienen. „Nicht dürfen wir“, heißt es in einem dieser Sänge, „dem Innern der Tempel uns nahen, nicht den Götterbildern spenden, nicht mit Gelübden Verehrung üben, noch mit den ergötzlichen Gerüchen der Blumen, noch mit den Strahlen der Leuchter, noch mit unnützen Weihgeschenken sie schmücken, noch mit dem Weihrauchduste auf flammenden Altären; auch nicht zu den Trankspenden beim Stieropfer das Blut von geopfertem Schafen als Lösegeld senden, zur Verhütung irdischer Strafe; auch nicht mit dem Fettdampf von fleischverzehrenden Scheiterhaufen und mit abscheulichen Düften des Äthers Glanz besudeln; sondern mit heiligen Sinnen uns freuend, mit frohem Gemüte, mit reicher Liebesgabe und mild spendenden Händen, mit lieblichen Psalmen und unseres Gottes würdigen Liedern werden wir angehalten, dich, den Ewigen, Untrügllichen zu befigen, den Vater des Alls . . .“

Dies alles hat noch einen gewissen ursprünglichen Charakter. Die Dichter der Sibyllensprüche schreiben ganz naiv, unbewußt dessen, daß sie eigentlich in aller Ruhe an einer Fälschung tätig sind, frisch darauf los. Aber wenn nun die Sibylle anfängt, nicht mehr nur die Heiden laut und leidenschaftlich zu schelten, sondern sich auf einen theologischen Disput mit ihnen einzulassen, so ist das ein Zug der Reflexion, der ihr nicht steht. So argumentiert sie denn:

Aber, wenn alles Gewordene vergeht, dann kann seinen Ursprung Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben, Sondern Gott ist allein der eine und höchste von allen . . .

Doch wenn die Götter erzeugen und ewig bleiben unsterblich, Wahrlich, da wären der Götter auf Erden mehr als der Menschen, Ja, und nimmer bliebe den Sterblichen Raum, da sie ständen.

Mit einer solchen Argumentation beginnt nun aus voller Kraft die bewußte christliche Fälschung. Dem Christentum in seiner Bedrängnis zwischen mindestens nicht wohlwollenden Kaisern und den Angriffen der griechischen Literaten ist kein Mittel zu schlecht, um sich der Feinde zu erwehren. So setzt denn in dieser Zeit eine Fälschung die andere fort; wie man durch die Sibyllen die Worte der Bibel hatte bezeugen lassen, so ließ man jetzt auch allerhand Trugschriften entstehen, in denen die großen tragischen Dichter der Griechen eigentümliche Worte vom nahenden Verderben der Welt redeten oder Weisheitslehren in jüdischem Stile predigten. Freilich, die Benutzer dieser Literatur verdienen keinen Vorwurf. Sie sind sich der heiligsten Sache, die es je gegeben, so durchaus sicher, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel an der Zulässigkeit auch der kleinen Mittel naht. Da die Christen gerade so wie früher die Juden überzeugt sind, daß die Griechen alle ihre Weisheit aus der Bibel schöpfen, so kommt es ihnen durchaus nicht merkwürdig vor, daß die Sibyllen und ihre Verwandten ganz dasselbe wie die Heilige Schrift sagen. Der Spott einzelner Hellenen über dies Treiben verhallte zudem ungehört in dieser Zeit. Denn das Heidentum in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist mit nichts unfremd oder gar blasirt; im Gegenteil, die ganze Welt ist voll von Drakeln und heiligen Ahnungen. Auch die heidnische Sibylle von Erithrä, die man fast vergessen hatte,

lebte wieder auf, als das Interesse der Antoninischen Kaiser sich ihr zuwandte, und die beglückte Stadt läßt die Prophetin in einem längeren Epigramm den Herrschern ihren Dank sagen. Ringsum brodelte es von religiösen Erweckungen, Träumen, Beschwörungen, Zaubersprüchen, Systemen, Philosophemen. Hier murmelt der Gnostiker in dunkeln Worten und theosophischen Phantasien über die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, dort führt der Mithraspriester die Gläubigen in die mystische Grotte, dort blickt der Neuplatoniker schwärmend gen Himmel, die Seele zu Gott empordrängend, dort hört man die scharfe Stimme der Apologeten, und fernab wieder sucht und schafft der Stoiker auf dem Kaiserthron, M. Aurel, den Frieden seiner Seele: ein Chaos von Meinungen, von frommem Hoffen und seligem Wissen. In solcher Massenproduktion religiösen Stoffes verwirrt und zersetzt sich vieles, Gegensätze berühren sich; heidnische Vorstellungen drängen sich ins Christentum, Heiden wiederum lassen sich durch christliche Trugorakel täuschen. Als aber das Christentum endlich siegt, vergißt es nicht seine alten Kriegskameraden, und hoch emporgetragen von den Verteidigern des christlichen Glaubens zieht die Sibylle ein in den neuen Tempel der christlichen Staatskirche.

Denn die heidnische Sibylle, die Mutter der jüdischen und christlichen, ist nun wirklich, wie die alte Sage es schon wollte, zum leise flüsternden Laute geworden. Noch einmal ließ Julian der Apostat die alten Bücher befragen, als er sich zu seinem orientalischen Feldzuge rüstete, dann sinken sie mehr und mehr in Vergessenheit und werden schließlich, wie es heißt, von Stilicho verbrannt. Es hätte dessen kaum bedurft, denn die christlichen Sibyllen nehmen sich, nachdem die Hitze des Glaubenskampfes verraucht, sehr kräftig auch der weltlichen Dinge an, und bald ist zwischen den altheidnischen und den christlichen Sprüchen wenigstens in der Form kein besonderer Unterschied mehr. — Ein merkwürdiges Charakteristikum ist diesen weltlichen Orakeln eigen. Sie nennen nie die politischen Persönlichkeiten, d. h. also wesentlich die Kaiser, mit ihren Namen, sondern immer nur mit der Zahl, deren griechisches Zeichen den Anfangsbuchstaben des Namens darstellt, oder später mit abgekürztem Verfahren einfach den Anfangsbuchstaben. Dies Wesen setzt sich dann bis tief in das Mittelalter fort, dessen vornehmste Sibylle die sogenannte tiburtinische ist.

Nach Rom ward mit der Verlegung des Herrscherstizes Konstantinopel ein Hort der Sibyllenpoesie. Die alte Form des Hexameters hört nun auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Bei der steten Bedrängnis des Reiches, erst durch germanische Scharen, dann durch slawische und orientalische Völker bleiben die Fragen an die Zukunft stets von gleicher Angflichkeit. Die Orakel, die man in Konstantinopel „Gesichte Daniels“ nennt, verkünden vielfaches Elend über die einzelnen Provinzen des weiten Reiches, aber auch eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bedeutet. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken befanden sich in der Hauptstadt solche Gesichte oder Sibyllen. Diese haben dann wieder die lateinischen des Westens, z. B. die eben genannte tiburtinische entstehen lassen; von da ging endlich dies Wesen nach Deutschland über. Die deutschen Sibyllen prophezeien den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an den dürren Birnbaum hängen soll und das Sehnen seines Volkes stillen. So lebt die Sibylle in aller Munde, die uralt-antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede des Thomas von Celano an Davids Seite als Zeugin des Weltunterganges auftreten kann. — Aber selbst damit nicht genug; auch wir stehen noch unter den Nachwirkungen dieses Wesens. Wir brauchen uns nur an die berühmte Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern, die nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen ist. Wir wissen jetzt so ziemlich, was von ihr zu halten ist; eine ursprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetie ist unter dem Großen Kurfürsten von katholischer Hand in ganz entgegengesetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürst Hardenberg ließ sie kritisch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindliche Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. schätzte die Weissagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. den von der lehninschen Weissagung bezeichneten letzten Sprossen des „Giftstammes“ der Hohenzollern erkennen.

*

*

*

Wahrhaftig, ein sonderbares Reich der Phantasie, diese Apokalypsen und Sibyllen, eine Art Schattenreich der Geschichte, in dem die Gestalten realen historischen Daseins von allerhand Gespenstern umhuscht scheinen. Aber in der Geschichte der Welt herrschen nicht immer die greifbaren Kräfte des frischen Lebens, regiert auch selten genug die blanke Idee, sondern ebenso oft üben Gespenster und Ahnungen ihren wunderbaren Einfluß und scheinen in erregten Zeiten sich fogar zu Taten verdichten zu wollen, aus Schatten zu Gestalten sich auszuwachsen. So gering wir auch den poetischen Wert dieser Fiktionen achten dürfen, so stark müssen wir den Einfluß und die traditionelle Kraft dieses ganzen Wesens ansetzen. Eine solche Überlieferung, die vom erythräischen Felsensitz der Sibylle bis zum märkischen Sande Lehnins reicht, kann nicht einfach ignoriert werden. Und so sind uns denn diese Bücher ein Zeugnis für alles das, was in den Tiefen der Volksseele sich zum Lichte empordrängte, auch sie künden uns vom ängstlichen Harren der Kreatur und sie nicht zuletzt verbinden uns mit jenen schweren Zeiten, in denen das Christentum sich solcher Nothelfer bedienen mußte.